Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verficht die Interessen der arbeitenden Frauen

Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz

Band: 11 (1916)

Heft: 4

Artikel: Landeswehr - Frauenehr

Autor: F. Z.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-351091

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Verteidigungsregierung seine und seiner Freunde Dienste an.

In der Bewegung der Kommune — teils aus der Not der Arbeitslofigkeit, teils aus dem Grimm über die unfähige Berteidigung der Republik durch die reaktionären Generale hervorgegangen — ftellte Vaillant seinen Mann als Mitglied des Kates. Die Kommune siel. Vaillant wurde zum Tode verurteilt. Er konnte nach London fliehen, wo er seine Studien beendete und dann als Arzt praktizierte. Er kam zu Mary und zum wissenschaftlichen Sozialismus.

Nach der Annestie kehrte er zurück und wurde bald in den Gemeinderat von Paris gewählt, wo er gleich Jaurès die Abschaffung des stehenden Heeres und die Sinrichtung einer starken Miliz betrieb.

Bater Baillant, wie die französischen Sozialisten ihn nannten, war eine bekannte Krafterscheinung auf den Kongressen der Internationale, zuletzt saß er 1912 in Basel im Bureau. Bis zum letzten Tage protestierte er mit aller Energie gegen den Weltkrieg. Als er ausgebrochen war, trat er ebenso energisch für die Verteidigung des Landes ein.

Darf man sagen: Baillant sei umgefallen? Nein! Gleich August Blanqui war er stets Patriot im Sinne des Konvents der großen französischen Revolution von 1792, der die Freiheit Europas im Auge hatte. Indem er sein Land verteidigte, glaubte er der Freiheit zu dienen. Dabei war er stets ein ganzer Mann und wie sein Name: mutig, tapfer. Er hat Deutschland und seine Kultur ebenfalls geliebt. Er war Internationaler und Revolutionär.

Landeswehr — Frauenehr.

Rings um unser kleines Land tobt der Welktrieg, ein Menschen- und Völkermorden so schreckgewaltig, daß es alles frühere Schlachtengemehel weit hinter sich läht. Und neben dem Krieg, dem blutlüsternen Würger und Wörder, geht einher eine gebeugte, gramberzerrte Gestalt, Wutter Sorge, die Not. Die grausame Not, welche die Körper und Seelen außhungert. Die Not, die auß holwangigen Wänner-, Frauen- und Kindergesichtern einem entgegenstarrt auf Weg und Steg, zu Stadt und Land. Die grausame Not, die dom Wonat zu Wonat bedrohlicher anwachsende Teuerung und Arbeitslosigseit, die daß hungernde Wenschenkind hintreibt zu Unrecht und Verbrechen, die daß nach Liebe verlangende Wägdlein hinlockt zur unwürdigen Tat, zur Preißgabe des eigenen Selbst, der Frauenehre.

Frauen, Mütter! Von dieser Frauennot, die allüberall und besonders dort zu treffen ist, wo der Soldatenrock haust, möchte ich zu euch sprechen.

Das Beispiel von Oben!

Große Aufregung herrscht gegenwärtig im Lande über die unerhörten Borkommnisse in unserem schweizerischen Mislitär- und Seerwesen. An zahlreichen öffentlichen Bersammsungen wird über "Bolksfreiheit und Militärdiktatur" in scharfen Borten geredet. Die empörte Stimmung in den Massen ist beir Obersten-Affäre, dem Neutralitätsbruch, aufs Söchste gestiegen. Aber meiner Ueberzeugung nach sind für die Zukunft unseres Bolkes nicht weniger bedeutsam als die Spionagegeschichten der Obersten die Taten, die sich unser Militär gegenüber wehrlosen Frauen und Töchtern, gegensüber künstigen Müttern, erlauben.

Es war in den Tagen der Mobilisation, da unsere Landestruppen unter Trommelklang und Liedersana an die Grenzen marschierten. Da begann deine Leidensgeschichte, armes Schweizermägdlein, wie sie seither in Hunderten von Fällen wiedergekehrt ist.

Du bift armer Leute Kind. Gleich nach Verlassen ber Schule mußtest du wie ungezählte deinesgleichen in die Fabrik. Die Jugend hatte dir wenig Freuden gebracht. Doch dein Herz schlug in Erwartung der Zukunft entgegen. Du sehntest dich nach besserer Zeit, nach Sonnentagen voller Les

ben, Lust und Liebe. Wann kam wohl für dich das Glück und mit ihm der Freier?

Da brach der Krieg aus, der bald die ganze Welt in Mitleidenschaft zog. Der Weltkrieg führte zur Weltkrisis. Die Fabrik wurde geschlossen. Das Mägdlein war arbeitslos, ohne Verdienst. Die Not kroch hinein in die Häuser. Doch im Grenzgebiet trat vorläusige Linderung ein durch die Verfügung von "Oben", daß armer Leute Kinder bei den einquartierten Truppen Suppe und Brot fassen dursten. Auch sie ging hin. Daß die freigebigen Soldaten zum Entgelt gerne solch ein frisches Mägdlein geküßt und zum Schatz gehabt hätten, versteht man wohl. Doch das ging so leicht nicht an. Und sie war sein und hatte brave Eltern. Da verschenkt man sich nicht dem ersten besten.

Doch die Soldaten haben Offiziere. Die sind stolz und fühn. Die dürfen sich was erlauben. Die sind mehr als gewöhnliche Sterbliche. Und Offiziere sind herrische Leute. Sie regieren ihr Pferd und halten die Mannschaft in fester Zucht. Wie sollten sie nicht auch ein zartes Mägdlein zu lenken wissen? Manch "höherer" Offizier versteht das Fluchen dem Untergebenen gegenüber meisterhaft. Besser oft noch das Flattieren, das Schön- und Zärtlichtun, wenn ihm ein herziges Kind begegnet. Er kommt und sieht und siegt. Er tut ja so sicher. Wie sollte solch armes Mägdlein nicht sein eigen sein, als süßer Lohn, als Entgelt für seine Landesberteidigung? Ein Leutnant ist doch nicht zu verachten! Und wenn der Major sich,s erlaubt, die Shefrau des lieben, im Felde stehenden Mitschweizers zu belästigen und jener andere Betreßte, besonders couragierte "Söhere", in dieser Winterkampagne sich einen ganzen Harem hält — — nah also! Nur keine Skruppeln nicht! Es lebe das Vaterland und obendrein die Liebe!

Armes Kind! Feines Mägdlein! Wehre dich! Es geht um deine Ehre! — Und du wehrtest dich. Der dich betören, dir die Ehre rauben wollte, dein Angreiser hatte kein leichtes Spiel. Aber du warst jung und arm; die Zeiten waren schwer und es kam die Stunde, da deine Feinheit wich — und die Armut blieb. Eine Zeitlang hattest du deinen Freier. Dann wechselten die Truppen ihre Kantonnemente. Neue "Angrisse" erfolgten, du Mägdlein, Schweizermädchen, meine Schwester, bist geschlagen und ich weiß nicht, ob du nochmals deine Kräfte sammelst und deine Feinheit und edle Festigkeit zurückerlangst.

Armes Mägdlein! Aber auch armer Keicher, der du gebankenlos dir erlaubst, was du dem Soldaten verdietest. Du ahnst nicht, was du deiner Truppe, der du als Borbild dienen solltest, zuleide tust. Du führst sie nicht zum Sieg! Tönt dir nicht das schmerzliche Schluchzen des Soldaten in den Ohren, der daheim der Mutter klagt: "Man glaubt, daß man sich schlecht aufführen müsse und dann wird man schlecht".

Ja, schlecht wird man in unserer ernsten Zeit durch's Spielen mit dem hohen Gut der Frauenehre und der Manneswürde. Keine schön gebürstete Uniform und keine blitende Waffe, keine filbernen Schnüre am Arm und keine goldenen Sterne auf der Achsel, helfen unserem Volke vor der Berfäulnis, vor dem Bankerott nach außen und nach innen, wenn es die Selbstzucht nicht mehr übt. Unsere Lage mahnt zum Aufsehen. Das "Ehrenkleid des Vaterlandes" wird dem Schweizer und der Schweizerin verekelt. Die ganze Grenzverteidigung wird als Heuchelei empfunden, wenn der Vaterlandsverteidiger im eigenen Lande wie ein Türke hauft. Denn das ift nicht "echtes Soldatentum", wenn unser Militär das arme Schweizermägdlein sich erobert und dienstbar macht. Solche Heldentat ist vielmehr — mit Verlaub, ihr Herren Paradeoffiziere, die's grad trifft — Verrat an unserem Volk, Verrat am eigenen Lande.

Die Prefigenfur.

In unserer demokratischen Schweiz ist's herrlich eingerichtet für die — Herrenmenschen. Sie halten die von ihnen geschaffene Ordnung sest in ihren Händen. Daß ja das Proletariat, die Massen der Habenichtse, sich still ver-

halten und nicht muksen, wenn im hohen Rat der Militärgötter über des Landes Wohl und Wehe entschieden wird. Und mag er's noch so bunt und garstig treiben, der "Obere" im reichverschnürten Waffenrock — man drückt die Augen zu und breitet mitfühlend und mitverstehend den weiten grauen Mantei erbarmender Nächstenliebe um den "verdienten" Selden. Man will nicht wissen, will es gar nicht sehen, wie das Beispiel unserer Offiziere gleich einem fressenden Gift auf die "Unterer" und auf die weniger Widerstandsfähigen unter der weiblichen Bebölkerung einwirkt.

Eine gewaltige Berantwortung lastet auf den tonangebenden Militärpersonen. Zwar sind in unserer Bedölferung die abschätigsten Bemerkungen über die Aufführung
dieser und jener Offiziere laut geworden. Aber es hätte im
Interesse gerade auch des Offizierkorps gelegen, wenn aus
dem Volke heraus ein Appell an das Ehrgesühl der Mitverantwortlichen ergangen wäre. Aber das sollte, das
durste nicht sein! Die Prehzensur, der staatlich militärische Eingriff, sorgte dafür, daß nichts ruchdar wurde von
all dem, das einen Stein erbarmen mußte. Strenge wurde
vom Preßbureau darüber gewacht, daß ja keine die Offiziers- und Soldatenmoral beleuchtenden und bloßlegenden
Militärsfandale den Beg in die Oeffentlichkeit, in die Zeitungen, etwa gar in die sozialdemokratischen Setyblätter,
fanden.

Pflichteifrigst bedeutete der Offizier im Zensuramte der Redaktion der "Berner Jura", die eingesandte Skizze bom Schweizermädchen nicht aufzunehmen. Als schließlich die "Berner Tagwacht" die Geschichte abdruckte, beorderte der Prefzensor, der arbeitsarme Oberleutnant und Doktor der Rechte, den Artikelschreiber auf sein Bureau. Sier follte er auf Berlangen des Pregbureaus der Bundesstadt die ganze Angelegenheit widerrufen. Ja, noch mehr! Man wollte ihm das Versprechen abnötigen, künftig nichts mehr derartiges zu schreiben. Selbstverftändlich nützten diese Ginsch habe noch öfters in der nämlichen Angelegenheit zur Feder gegriffen. Denn ich bin einmal der Ueberzeugung, daß nicht das Beröffentlichen schlimmer Dinge, sondern die schlimmen Dinge selber ein Skandal find. Vergebens haben wir in den weiteren Tagen der Mobilisation darauf gewartet, ob nicht eine höhere Auffassung von der Verantwortlichkeit des Militärs unserer Bebölkerung gegenüber aufkomme. Cher das Gegenteil trat ein. Wie die "Tagwacht" sehr richtig bemerkte, hat man — wohl nicht ohne Interesse — ein milderes Sandhaben der Militärgesetze vor allem bei Sittlichkeitsvergehen der Militärpersonen angeordnet. Das Schweizermägdlein sollte offenbar schutzlos und vogelfrei bleiben.

Wie es weiter ging und wie es immer noch geht.

Angesichts der schlimmen Lage unserer weiblichen Bevölkerung ist wohl die Frage berechtigt, was denn bisher zu ihrem Wohle geschehen sei. Schutz haben unsere gefähredeten Mädchen wenig gefunden, höchstens etwas Pflege, wenn das Unheil da war. Unsere Spitäler nahmen sich der Ungliicklichen an. Die Genfer Sebammenschaft sucht seit der Mobilisation in einer bekannten Zeitung fast in jeder Nummer durch ein bis vier Inserate ihre Aunden. Die Behörden schoben je und je die verdorbensten Mädchen in die Korrektionshäuser ab. Wie weit der vorhandene Schaben wieder gut gemacht werden konnte, entzieht sich unserer Kenntnis. Ich will an einem Beispiel zu zeigen versuchen, wie gegenwärtig dieses "Gutmachen" geschieht.

Am 19. November 1915, als eben der Tag der Abfassung des Artikels vom "Schweizermädchen an der Grenze" sich jährte, kam eine Frau in mein Haus. Sie ersuchte mich, ihrem etwa zwanzigiährigen Mädchen aus der Not zu helfen. Es war ihr Pflegekind gewesen und hatte vor dem Ariege in einer Uhrenfabrik sein Brot verdient. Die Tochter war, obsichon etwas beschränkt, brav und treu, bis der Arieg ausbrach und sie die Arbeit verlor. In ihrer Arbeitslosigkeit ging sie in eine Wirksdaft und verdingte sich als Küchenmädchen. Dort hatte sie beständig mit dem Milis

tär zu tun und geriet in ein erbärmliches Leben. Schließlich hat eine Genossin, ein Mitglied des Arbeiterinnenvereins am Orte, mit der Pflegemutter Rücksprache genommen und ihr geraten, die Tochter aus ihrer verderblichen Stelle zu entfernen. Es fand sich für sie ein Platz bei einem Aber das Mädchen zog Bauern auf einem großen Hof. auch dort bald die Aufmerksamkeit der Soldaten auf sich und ging am Sonntag mit ihnen in die Kantonnemente. Die Bauersleute wollten sie unter solchen Umständen der Rinder halber nicht länger behalten. Das Mädchen aber, an die Liederlichkeit gewöhnt, begehrte nicht nach Hause. Das Militär habe ihr gefagt, sie solle nach Paris gehen. Dort könne fie ein Zimmer mieten und gang frei sein. Was ich hier erfuhr, wurde mir später noch von anderer Seite bestätiat.

Welche Hilfe war da möglich? Zunächst gelang es, den erboften Pflegevater zur Wiederaufnahme des Mädchens zu bewegen. Dann sprach ich bei der Witfrau vor, unter der das Mädchen in der Fabrik arbeitete und hernach beim Fabrikherrn selber. Den Tag darauf arbeitete die Tochter wieder wie bor dem Krieg und hatte ihren Berdienst. Die Freude in ihrem Familienkreis war nicht gering. Sie kam in der gleichen Woche schon mit ihrer Mutter in den Abstinenzberein. Beide unterschrieben bald darauf für die Dauer eines halben Jahres. Wit der Tochter aber ging eine erfreuliche Beränderung vor, äußerlich und seelisch. Sie wurde wieder das frohmütige Wefen von früher, das auf alle meine Fragen bereitwilligst Bescheid gab. Die Familie selber hat das alte ungesunde Stadtlogis mit einer neuen Wohnung vertauscht, wo die Kinder sich zweifellos besser entfalten können. Aber diese Besserstellung ist vielleicht nur von furzer Dauer. Schon hat sich ein Gegenwind, der Neid der Menschen, wider diese Leute erhoben. Bose Zungen reden. Gewiß, wir haben es da mit wirtschaftlich tief stehenden Leuten, mit einer sehr armen Proletarierfamilie zu tun. Und wenn es uns gelänge, das eine Schweizermädchen zu heben und zu beglücken, so sind inzwischen zwanzig andere verderbt.

Es hat mich gefreut, daß von seiten der sozialistischen Frauen der Anstoß kam, um diesem armen Mädchen zu helfen. Aber diese Silfe ift wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Dieses vereinzelte Doktern ist durchaus unzu-"Die Kinder der Welt," unsere Wilitärs, sind länalich. klüger als wir Sozialisten, welche die Sache der Schwachen und Unterdrückten verfechten. "Die Kinder des Lichts," alle Streiter für das Recht der Ausgebeuteten muffen viel instematischer und geschlossener den Kampf gegen die Pest, die im Dunkeln schleicht, führen. Wir müssen auch diesen innern Feind, die rücksichtslose Genuffucht der oberen Areise, schonungslos entlarben. Denn die Kinder der Armen haben die Zeche zu bezahlen für die freundeidgenöffische Unzucht, wie sie so ungestört in dieser "großen Zeit" getrieben wird. Schließlich verfault unfer ganzes Bolf oder zunächst wenigstens die Grenzbevölkerung, wenn die "Vaterlandsverteidigung" in diesem Stil weitergeführt wird.

Die Wirfung nach unten.

Zum Beweise dasür, daß das soeben Erzählte nicht bloß polternde Worte sind, möchte ich die Leser und Leserinnen mitten hinein unter das Grenzvolk in unserer schönen Juralandschaft führen. Wir werden dabei, auf Grund vorliegender Tatsachen einen Ausblick tun, der uns um die Zukunft unserer Landbevölkerung in Sorge versegen muß.

Es war an einem der ersten Tage des neuen Jahres. Berufsgeschäfte nötigten mich, in eine abgelegene Ortschaft unseres Tales zu wandern. Ich entsteige der Post und besorge in einer Familie, deren Vorsteher, der Vater, als Trinfer jung gestorben ist, Armengeschäfte. Die Mutter erzählt von den zwei schulentlassenen Mädchen, die in der unlängst eröffneten ungesunden Lumpenfabrik infolge der elenden Belöhnung und Behandlung krank geworden sind. Ich fenne das Elend und gehe weiter.

Im nächsten Haus, das ich aufsuchen muß, klagte die

Bauersfrau in ergreifenden Tönen über das geplagte Leben, das sie und ihre Familie seit der Mobilisation durch die Einquartierung des Militärs durchmachen müssen. Sie ist froh, durch Wegzug der Qual bald zu entgehen. Ihr Mund verschweigt, was ihre ängstlichen Augen aussprechen: Ihr Pflegekind, das Trinkerkind, erwartet, kaum sünfzehnziährig, ein Soldatenkind.

Im dritten Sause, zu äußerst am sonnig gelegenen Dorf, liegt eine ähnliche Sorge in der Luft. Das älteste Mädchen der großen Kinderschar muß, da der Vater sich ebenfalls dem Trunk ergibt, verdienen helsen. Um Plaze, den ich seinerzeit dem Landkind bei einem Bauern versichafste, konnte es nicht mehr bleiben, da es den Kopf beim Militär statt bei der Arbeit hatte. Nun geht es in die Fabrik mit Sinnen und Gedanken, die bei den Soldaten sind.

Mit gedrücktem Herzen wanderte ich weiter durch die einsame Gegend feldein. Mein Ziel war eine ärmliche Behausung auf der Sonnenhalde eines sanften Hügels. Dort drinnen habe ich einst eine Totkranke besucht. Sie frönte dem Trunk und litt an der Schwindsucht. In meinem Leben vergesse ich nie das Wort, das sie damals der Erzählung ihrer Erlebnisse beifügte. Wie ein Fluch klang von den Lippen der Sterbenden das Bekenntnis: "Es ist etwas Entsetliches, eine Frau zu sein." Ihr Mann, der Witwer, mit den vielen Kindern, ist ein roher Trunkenbold. Die Söhne arbeiten auswärts. Zu Hause bleibt tagsüber die taubstumme Tochter mit ihrem etwa vierjährigen unehelichen Anaben. Auch der rothaarige Bub ist taubstumm, so daß ich, als sich das Küchenfenster öffnete, meine Stimme nicht stark anzustrengen brauchte. Die Tochter deutete nach dem Wald hinüber und zeigte, um sich noch verständlicher zu machen, auf ein paar Rienhölzer auf dem Fensterbrett. Das sollte offenbar bedeuten: "Der Vater ist im Holz." Die Taubstumme brachte Papier und Bleistift. Ich schrieb einen Gruß und beste Wiinsche zum neuen Sahr für den Vater. Dann zog ich noch weiter den Hügel hinauf.

Ein gutes Jahr wird's zwar in Holzhaders Haus nicht werden. Denn auch sein taubstummer armer Tropf, der längst samt dem vierjährigen Tröpflein hätte in einer Anstalt versorgt werden sollen, erwartet ein Soldatenkind. Das Militär nistete sich auch in der verlorenen Hütte am Hügel ohne Kücksichtnahme ein. Es war einer vom Bat..., und zwar, wie die werdende Mutter in ihrer Zeichensprache behauptet, einer mit Streisen am Arm. Der wird sich rühmen können, dem Baterland das aller Boraussicht nach taubstumme Kind beschert zu haben. Aber es werden noch andere einen Teil der Schuld an diesem bedauerlichen Fall auf sich nehmen müssen. Der Familienvater, der Trinker, ist nicht mehr zurechnungsfähig. Er schiedt alles auf die Gemeinde und sagt: "Ich wollte, meine Tochter bekäme zehn Kinder, so wüßte die Gemeinde, was sie zu tun hat."

Auf die Nachbarn am Fuße des Hügels ist auch kein Verlaß. Die wohnen im sogenannten "Klein-Basel" der Ortschaft und werden jenseits des Baches als "Schnapserbande" bezeichnet. In "Groß-Basel" aber regiert der kurzsichtigste Eigennut. Die Reichen hüten ihren Besitz und überlaffen die Mitbürger ennet dem Bach und vor allem die Leute im Berghäuslein ihrem Verderben. Und die allmächtige Militärgewalt? Die hat über die Häupter der in Trunk und Armut zugrunde gehenden Leute hinweg in der Zeit der Mobilisation für viele tausend Franken eidgenössisches Geld in den Berg verpillvert. Wie fehr man höhern Orts auf diesem Artillerie-Uebungsplat um den Landesschutz bemüht ist, darüber ließ ich mich von einer gutherzigen Frau im Dorfe belehren. Diese hatte den Oberleutnant und zwei andere "Obere" mit Hauptmannsrang, die bei ihr einquartiert waren, auf die Gefahr aufmerksam gemacht, in welche das Taubstummlein durch den Soldatenbesuch gerate. Die Antwort der Offiziere war: "Da können wir nichts tun! Das Mädchen läuft den Soldaten nach."

Das ist ein verzweifeltes Bekenntnis. Was haben die Herren "Oberen" — die Paradeoffiziere, die's trifft, sind

gemeint — sich nicht alles geleistet, um unsere Bevölkerung durch ihre tonangebende Lebensführung zu verderben! Und wie wenig vermögen sie, wenn es gilt, wirklich zu helfen. Allmächtig sind sie im Schlimmen, im Zerstören — ohn-mächtig im Guten, im Nützlichen! Es ist eine furchtbare Tragif, daß unsere Männer im Wehrkleid, die des Volkes Unabhängigkeit schützen sollen, des Volkes Glieder in Knechtschaft und Verelendung hineinbringen. Indem wir wähnen, daß unser Militär das Land vor dem Abgrund bewahrt, stürzt es sich auf unsere Schwäche und versetzt uns den Todesstoß. Denn es glaube nur niemand, daß die Hütte der Taubstummen auf dem Hügel für unser Volk nichts zu bedeuten habe, daß ohne Schaden für die Gesamt= heit zahllose Männer und Frauen aus Kummer und Verdruß sich dem Trunke ergeben und daß ohne Folgen für die Volksgesundheit die Sitten im Verkehr der Geschlechter sich verschlimmern!

Das alles sind Vorboten des Niederganges unserer Volkskraft. Von der Grenze her, die jetzt der Tummelplatz der eidgenössischen Hernenschen und ihrer Herde ist, wird sich das verblödende Gift immer mehr ins Innere des Landes schleichen, wenn wir uns nicht rechtzeitig gegen unser eigenes Militär in den Verteidigungszustand setzen und gebieten: "Bis hierher und nicht weiter! Wir gehen nicht mit in den Abgrund. Wir setzen uns zur Wehr!"

Der Wehrdienst der Frauen.

Frauen, Mütter im Schweizerland! Wie wehren wir uns? Man hat bisher stets nur vom Wehrdienst der Männer gesprochen. Aber ihm nuß der Wehrdienst der Frauen zur Seite gestellt werden. Eine neue Art der Vaterlandsverteidigung nuß unter uns auffommen, wenn wir nicht bald schon zum schmerzlichen Ruf der Arieger von Neuenegg gelangen wollen: Wir haben die Schlacht gewonnen und das Vaterland verloren! "Das Vaterland", welches zu schützen ist, besteht nicht zum kleinsten Teil aus Möchen und Frauen, deren Recht und Shre überall zertreten wird, wo der Militarismus regiert. Da kann nur durch Selbsthilfe der Frauen eine Besserung eintreten, durch die Organisierung ihres Wehrdienstes, wie ihn die geschilderte Not verlangt.

Warum können die Mähner nicht recht für das Wohl der Familien, für den Schutz des weiblichen Geschlechts in dieser Kriegszeit kämpfen? Nicht, weil sie weniger taugen als die Frauen. Aber sie sind in Beschlag genommen durch einen Dienst, der keinen wirklichen Schutz bringen kann. Sie sind eingelebt und eingeschworen auf den Militärdienst. Der ist zu einem Götzendienst geworden. Die Männer alle, auch wenn fie fich deffen nicht bewußt find, leiden unter ihm. Unser Soldatenleben mit seinem preußischen Drill wirft verknechtend, geistestötend. Die besten Triebe im Menschen, der Freiheitssinn, der Bürgerstolz der Demofraten, der hochgemute Weltbürgergeist, dürfen sich in unserem Heere nicht entfalten. Der Tatendrang findet kein erhebendes Ziel. Gerode die Besten unter und seufzen unter der Abstumpfung, die mit dem Kadavergehorsam, dem brutalen Zwang des Waffendienstes, uns befällt. Man bildet im Militär die Leute zum Bernichten bes Lebens, zum rücksichtslosen Töten aus. In solchem Zusammenhange betrachtet, sind die Ausschweifungen der Soldaten, denen das Schweizermägdlein zum Opfer fällt, nur logisch. Jener Preßenfor hatte völlig recht, als er mir seinerzeit zu bedenken gab, daß immer und überall, in andern Ländern noch mehr als bei uns, im Soldatenleben die "Liebe" eine große Rolle spiele. Ich bin jetzt selber tief überzeugt davon, daß es "echtes Soldatenleben" ift, wenn unser Militär das arme Schweizermägdlein sich erobert und dienstbar macht. Das ändert nichts baran, daß solches Beginnen Verrat an unserem Volke ift. Wenigstens so weit ift das Verständnis in dieser Sache unter uns gereift, daß man versteht: Ariegsgeliiste und Landesverrat fallen zujammen.

Genoffinnen, zu den Waffen!

Lor allem an euch, sozialistische Frauen, Arbeiterinnen, ergeht der Ruf: "Rehmt euch des bedrohten Schweizer= mägdleins an. Schützet, rettet es!" Ihr kennt seine Not, weil diese Not auch die eure ist. Ihr, die arbeitenden Frauen, wißt, wie schwer es hält, im harten Alltag und erst heute in der furchtbaren Kriegszeit nur das nackte Leben zu fristen! Ihr seid es, die zu allen Zeiten wirkliche Heldentaten verrichtet. Ihr müht euch, bei Tag und Nacht, ohne Unterlaß, Brot herbeizuschaffen für die darbenden, die hungernden Kinder. In euch, den Proletarierfrauen, lebt eine unverwüftliche Arbeits- und Schöpferkraft. Thr, die ihr als Mütter oft unter namenlosen Entbehrungen, unter doppelter Berufslaft, das neue Leben hervorbringt, ihr allein kennt seinen Wert, seine Bedeutung. Niemals könntet ihr dazu kommen, das umter Qualen und Leiden erstandene Menschenleben graufam zu zerstören, zu morden. Daher ist ber Krieg und alles, was mit ihm zusammenhängt, euer grimmigster Feind, weil er blutschnaubend darauf lauert, euch in euren Männern und Söhnen das Teuerste zu rauben, Leben von eurem Leben.

Ihr Sozialistinnen, ihr proletarischen Mütter, zu den Waffen! Schärft euer geistiges Rüstzeug! Organisiert euch zum Wehrdienst! Den Kanonen und Mörsern, den Bomben und Granaten, dem barbarischen Bluthandwerk des Militarismus stellt entgegen die wehrhafte Feste, die alle Schrecken zu bezwingen vermag: Die organisierte Mutterliebe. In ihr ruht die gewaltigste Kraft, die Urgewallt alles Seins. Eure Diensthflicht sei im Gegenjat zur militärischen nicht Abstumpfung, sondern Weckung des Geistes in den Proletariermassen, in den arbeitenden Frauen und Mädchen. Vereinigt, sammelt sie in den Drganisationen, in den Berufsbereinen, den Gewerkschaften, in den Genossenschaften und in den sozialdemokratischen Frauen- und Töchtervereinen. Lehrt sie, indem ihr selber euer Wiffen stetig vertieft, indem ihr die Ziele der Menschen- und Völkerverbrüderung immer klarer zu erfassen verfucht, das eigene Leben verftehen. Lehrt sie bewußt denken, unermüdlich forschen und verständig urteilen über die vielen Fragen des Wie und Warum im Wirtschafts- und Weltgeschehen. Lehrt sie im eigenen Schicksal den Lebens= gang der Millionen Arbeitsbrüder und -schwestern schauen und erkennen. Dann wird der suchende Verstand und das fühlende, denkende Herz den einzig richtigen Weg zur wahrhaften Kraft von selbst finden. Den Weg zum gemeinsamen Kampf aller wirtschaftlich Schwachen, aller geistig und seelisch Verknechteten gegen die Thrannei der mit Hilfe des Syftems der Volksverdummung und Volksausbeutung aufgerichteten Faulenzer- und Parafitenwirtschaft der Geld= und Bodenbessitzer.

Proletarierfrauen, Arbeitermütter! Euer mit den geschärften geistigen Wassen zu sührende Wehrdiemst ist schwerer als aller Soldatens, als aller Ariegsdienst. Dieser erzielt nur Zerstörung an blühender Menschenkraft, an unsersetzlichen Lebenss und Kulturgütern. Der Wehrzdienst der Frauen dagegen ist Lebenserhalstung, Kulturbejahung, ein Empor für alle zum Licht und zur Freiheit.

Ich leide nicht umsonst.

Die Putfrau in unserer Saushaltung hat ein so schweres Los zu tragen, daß ich nicht immer wieder darüber wundere, daß sie unter ihrer Last nicht zusammenbricht. Sie ist mit einem Manne verheiratet, der durch seinen brutalen Eigennutz, seine immer häusiger werdende Arbeitsschen ihr nach Kräften Arbeit, Sorgen und Leid aufgebürdet hat. Sie hat neun Kinder zur Welt gebracht, zwei davon kamen infolge von Unglücksfällen ums Leben. Sie sah sich durch die Pflichtverschlicht ihres Mannes genötigt, sich noch außerhalb ihrer Haushaltung als Wäscherin und Putzerin Jahr und

Tag um ihrer Kinder willen abzuplagen wie nur je eine Mutter.

Die zwei ältesten Buben sind seit etwa drei, vier Jahren verdienstsähig. Einer davon erhielt insolge eines Unsalles, der seine Arbeitsseistung nur unbedeutend herabsetze, vierzehnhundert Franken Entschädigung. Die Mutter befand sich damals mit den fünstleinen Kindern gerode in Rot. Nur durch Zwang konnte der Bursche dazu gebracht werden, der Mutter von seinem Gelde einige zwanzig Franken zukommen zu lassen. Bald nachber, als das Geld zur Neige gegangen war, wurde der Junge wegen Diebstahl mit einigen Monaten Gefängnis bestraft und verlor natürlich seine Arbeitsstelle. Mittellos wie er war, klopste er wieder an der Türe seiner Mutter ar die sich ihm auch wieder öffnete. — Der zweite des ältessen Bruderpaares ist von gleicher Undankbarkeit und härte gegenüber seiner Mutter.

Meine Proletarierfran beklagt sich selten. Ihre abgearbeiteten Sände und ihr ausgemergelter Körper aber lassen darauf schließen, daß das ihr fast täglich zugemessene Waß von Arbeitsleistung ihr oftmals physische Qual verursachen muß. Ich habe auch bei ihr noch nie ein fröhliches Lachen, fast immer dagegen den Ausdruck der Wüdigkeit und Hoffnungslosigkeit beobachtet.

Und was ist der Sinn dieses Lebens, der Zweck dieser Dual? Daß beides, Leben und Dual, vielleicht noch um die Zugabe Laster vermehrt, wieder im sieben weitern Menschenermplaren fortgeführt und weiter gegeben wird? — Ich weiß, der Lebenswille unserer Proletarierfrau entspringt salt ausschließlich ihrem Mutterinstinkte. Als ich sie kennen lernte, war in ihr jedoch schon jede Energie gebrochen, ihrem Leben noch einen andern Inhalt zu verleihen, als: Arbeitstier bis zur völligen Erschöpfung zu sein, um sieben weitere Arbeitstiere aufzuziehen. Freilich etwas Jenseitshoffnung läßt als schwankendes, unsicheres Lichtlein ihr Leben nicht ganz zur Nacht der Verzweiflung werden, ist aber viel zu schwach, um es auch nur vorübergebend zu erhellen.

Welches ift aber der Sinn dieses Daseins, der Zweck dieser Qual, von einem andern Standpunkte aus als dem des bloßen Sinzelmenschen? Wem kommen die Leiden dieser Frau zugute? Etwa ihren Kindern? Nein, aller Vorausssicht nach gehen auch diese wieder als geplagte Proletarier durchs Leben, gleichsam als siedensache Fortsetzung des Sorgendaseins ihrer Mutter. Wohl die furchtbarste Tragik dieses Schicksals liegt eben darin, daß durch all die Qual niemand gefördert wird, sie niemandem zugute kommt.

Nicht alle Proletarierinnen tragen so schwer wie meine Proletarierfrau. Aber bei allen stumpst sich infolge von Ueberarbeitung und Sorgen das Menschenbewußtsein ab und was bleibt, sind mehr oder weniger die Gehirnprodukte eines Arbeitstieres, das nicht rebelliert, solange sein Juttertrog nicht ganz leer ist, es auf einem Lager seine müden Glieder streden kann und ihm noch soviel bleibt, daß seine Jungen nicht ganz verkommen müssen. Und doch, wenn sür den Armen kein anderer Sinn des Lebens existierte, als sich von Arbeit, Armut und Sorgen an Leib und Seele ausmergeln zu lassen und nebenbei für seine Fortpflanzung bedacht zu sein, dann wären für ihn die besten Augenblicke seines Lebens die, da er sein Menschwerden verslucht.

Wir werden in dem Maße Rurarbeitstier, als wir unsere Arbeit, unsere Sorgen, unsere Leiden als etwas für sich allein Bestehendes hinnehmen, in dem Maße, als wir unser Leben nur für uns leben. Wir retten den Menschen sie unser Leben nur für uns leben. Wir retten den Menschen der andern verbinden. Es liegt in der Katur der Sache, daß in der Kegel die gleichen Schicksale die Menschen zusammen koppeln. So sucht die Proletariersrau Anschluß bei der Praletariersrau. Wenn ich von einer Verbindung der Schicksalsgenossinnen spreche, so denke ich freislich zuerst an die Arbeiterinnenorganisationen. Aber ich habe noch etwas Wichtigeres im Auge. Die Organisation ist das Acubere. Thre Kraft gewinnt sie erst durch den innern